

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 246

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Sie können meinen Körper schlagen, aber nicht meinen Geist»

Ich stamme aus Hongkong und lebe seit 2008 in der Ostschweiz. Damals heiratete ich eine St.Gallerin, mittlerweile haben wir drei Kinder. Ich reise oft nach China und beschäftige mich eingehend mit der politischen Lage in Hongkong, denn viele meiner Freunde sind dort aktiv, kämpfen für Gerechtigkeit, Demokratie und den Erhalt der Meinungsfreiheit. Sie stehen auf für jene, die nicht sprechen können und riskieren dafür teilweise ihren Beruf und damit ihre ganze Zukunft.

Als letzten Herbst zuerst die Studenten und später unzählige andere Menschen, junge wie alte, auf die Strassen gingen und über Wochen das System lähmten, konnte ich die Proteste nur über soziale Plattformen, unabhängige Medien und Telefonate mitverfolgen. Im April hatte ich endlich wieder Gelegenheit, nach China zu fliegen. Ich wollte alles über das «Umbrella movement» erfahren. Ich wollte die Puzzle-teile zusammenfügen und die Sicht jener Leute zeigen, die miterlebt haben, wie Hongkongs Strassen besetzt wurden. Ich wollte wissen, was damals passiert ist, wie es sie verändert hat und warum sie sich für etwas einsetzen, was nahezu unmöglich erscheint. Diese folgenden Bilder erzählen davon.

Illustration und Text: Kok Damon Lan, 1980, ist Fotograf, Grafiker und Illustrator und lebt in Amriswil.

Cally
47, Schriftstellerin

Ich verbrachte jede Nacht auf den besetzten Strassen von Mongkok. Eines Abends, als wir draussen auf der Strasse saßen, die Teenager erzählten uns gerade von ihren Träumen, flogen auf einmal unzählige kleine Spielzeug-Helikopter von den umliegenden Häusern zu uns hinunter. Es war wie ein Traum. Einer der vielen wunderschönen Momente, die ich kaum beschreiben kann. Wie auch damals, als ein pensionierter Matrose kam und ein grosses Zelt für die Demonstranten aufbaute. In Hongkong ist es nämlich entweder sehr heiss und schwül oder es regnet. Dank seiner Seemanns-Knoten war der Unterschlupf bestens geschützt vor Wind und Wetter.

Ich erlebte auch die Brutalität der Polizei, die immer wieder mit Schlagstöcken und Tränengas gegen die Demonstranten vorging. Diese Zeit hat mich sehr verändert. Ich bin umgezogen, habe mich meiner Vergangenheit gestellt und begann wieder intensiver zu schreiben. Das Erlebte versuche ich bis heute irgendwie einzuordnen und zu verarbeiten.

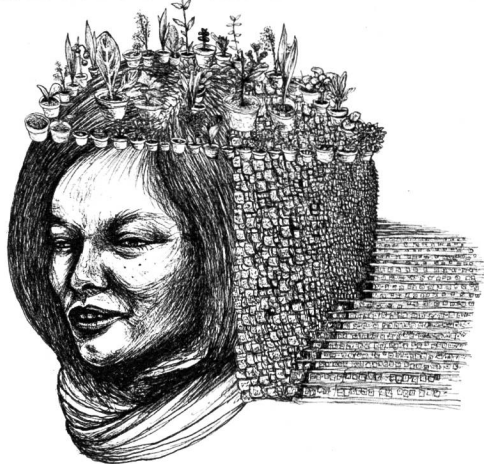


Becky Au

30, Mapopo Community Farm

Ich engagiere mich schon länger für die Bauern in Hongkong, die um ihre Ländereien fürchten. Das «Umbrella Movement» hat mein Denken verändert: Nichts ist mehr unmöglich, denn die Menschen in der Stadt sind ebenso stark! Besonders berührt war ich von den kleinen Gärten, die von den Demonstranten auf der besetzten Strasse aufgebaut wurden. Sie pflanzten Tomaten, Kräuter und anderes Gemüse an, und hin und wieder schossen die Pflänzchen auch direkt aus den Ritzen der Strasse.

Mich berührte diese Eigeninitiative der Menschen. Jemand begann etwas, andere machten spontan weiter, ohne je an etwas erinnert werden zu müssen oder sich gross zu organisieren. Sie agierten selber und übernahmen selber die Verantwortung. So entstand beispielsweise die Lennon Wall, die Wand der Träume. Sie hilft uns, nicht aufzugeben und weiter zu kämpfen für echte Demokratie. Dafür werde ich alles tun, was in meiner Macht steht.



William Outcast Chan
32, Künstler

Da ich seit meiner Geburt an Hautkrebs leide, nehme ich jeden Tag, als wäre er mein letzter. Leben und Tod umgeben uns ständig, es gibt also nichts zu verlieren. Dennoch weinte ich, als ich sah, mit welcher Gewalt die Polizei gegen die Demonstranten vorging. Hongkong ist meine Familie! Als sie zum ersten Mal Tränengas und Schlagstöcke einsetzte, war ich gerade in Beijing an einer Fashionweek. Die Nachrichten aus Hongkong konnte ich nur dank der Hilfe von professionellen IT-Crackern sehen. Gleich am nächsten Tag flog ich zurück und blieb auf der Strasse, bis die Besetzung im Dezember endete.



Clara

35, Performancekünstlerin und Mutter von zwei Kindern

Es fühlte sich an wie in einer grossen Familie. Die öffentlichen Frauentoiletten zum Beispiel waren voller Schmink- und Hygieneartikel, schön aufgereiht, wie in einem Salon. Wir teilten, was wir hatten, schliesslich wollten wir trotz allem schön aussehen. Ich war oft mit Freunden unterwegs und half, das Durcheinander aufzuräumen. Oft waren Kriminelle dafür verantwortlich. Auch die Zelte der Demonstranten in Mongkok wurden von Gangmitgliedern zerstört. Durch die Medien wurde später bekannt, dass die Polizei gemeinsame Sache mit ihnen machte. Einmal waren wir plötzlich von etwa 20 Leuten umringt, die uns anschrien, beschimpften und beleidigten. Ich fühlte mich in Maos Kulturrevolution zurückversetzt und erinnerte mich wieder daran, wie die Menschen damals auch gegeneinander ankämpften und niemand mehr wusste, wem er vertrauen konnte.



Mandy
34, Fotograf

Meist war ich bei den Demonstranten ganz vorne mit dabei. Nicht als Fotograf und stiller Beobachter, sondern als einer von ihnen. Ich werde nie vergessen, wie wir Anfang Oktober bis zu den Regierungsgebäuden vordrangen, als eine ältere Frau vor uns plötzlich auf die Polizisten zurannte. Sie hätte meine Mutter sein können. «Ihr könnt mich schlagen, doch nicht diese unschuldigen jungen Leute!», rief sie ihnen zu.

Trotz all dem Leid um uns herum sah ich unzählige Menschen für das Gute aufstehen. Das hat mein Herz sensibler werden lassen. Heute bin ich glücklicher als je zuvor, obwohl auch ich mehrfach von der Polizei verprügelt wurde. Je härter ihre Schläge waren, desto stärker fühlte ich mich innerlich – sie können vielleicht meinen Körper schlagen, aber nicht meinen Geist!



Höher, steiler – und flacher?

Ist es von vornherein falsch, den Fussball als eine Art Theater zu verstehen, das Interessen und Affekte ins Verhältnis setzt? Spiel und Gefühl. Dafür würde sprechen, dass nur schon der vordergründige Zweck der Veranstaltung, das Gewinnen, ohne beides nicht auskommt. Wenn einerseits im Publikum das Interesse am Spielgeschehen und der Regulierung der Gefühle fehlt, verliert die gesamte Veranstaltung rasch an Reiz. Das Resultat allein reicht dem Publikum nicht. Auch die Spieler wissen das. Verliert andererseits die Mannschaft den Sinn für Taktik und Affektmoderation, wird sie die Organisation auf dem Feld nicht in den Griff bekommen, auf allen Ebenen an Reaktionsfähigkeit einbüßen – und folglich auch nicht gewinnen. Nicht zwangsläufig, aber tendenziell. Über diesen Zusammenhang von Spiel und Publikum, so ist es zumindest beim Theater, haben auch Zuschauerraum und Bühne miteinander zu tun.

Wie auch immer man zwischen Sport und (Hoch-)Kultur unterscheiden will: Die Politik hat die Aufgabe, für beide Fälle eine geeignete Infrastruktur zur Verfügung zu stellen. So gibt es nicht nur Pläne zum Umbau des hiesigen Stadttheaters in ein Kongresszentrum. Seit Anfang Jahr bereits hat das Fussballstadion eine neue Gegentribüne. Dort steht bei Heimspielen des FC Winterthur rund die Hälfte der Zuschauer, womit der Ausbau eine beträchtliche Änderung der Gesamtsituation mit sich bringt. Die flachen Tritte der alten Rampe sind verschwunden. Die neuen sind höher, steiler und überdacht. Neuerdings ist das ganze Spielfeld ausgezeichnet zu überblicken und schlägt der Lärm der Zuschauer vom Dach und der aufschliessenden Treppe zurück. Die Tribüne fokussiert akustisch und visuell hervorragend.

Zugleich ist aber der Blick nach hinten, weg vom Spielgeschehen auf den Parkplatz, aufs nahe Sulzerhochhaus und den offenen Himmel verstellt. Ausserdem können die Zuschauer nicht mehr in gleicher Selbstverständlichkeit zirkulieren. Zu hoch sind die Tritte, deren Proportionen auf eine Umrüstung zu Sitzplätzen hin ausgerichtet wurden. Damit ist insbesondere jene Beiläufigkeit im Publikum unter Druck, die ihr Vergnügen aus der erfrischenden Mischung von Gepolter, Spielgeschehen, Wurstkonsument und Alkohol zieht. So haben es diejenigen schwerer, die sich auf die Zurschaustellung von uninteressiertem Interesse verlegen.

Die neue Tribüne markiert eine Etappe auf dem Weg zur Super-League-Tauglichkeit des Stadions. Der Mannschaft ist ein solcher Schritt diese Saison einmal mehr misslungen, was kaum dramatisch ist, solange Präsident Hannes W. Keller, ein exzentrischer Selfmademan, den Club mit Zuschüssen à fonds perdu stützt. Die bauliche Veränderung allerdings verstärkt den Druck auf die spielerische Slackerkultur unter den Zuschauern. Wenn auch nicht unbedingt auf dem Weg in die Super League, so bleibt der FCW doch hoffentlich auf dem Weg vom niederschweligen Wochenendzeitvertrieb zum Massentourismusveranstalter auf halber Strecke stecken. Wenn die Schützenwiese nämlich ähnlich wie eine Bühne funktioniert, dann bedeutet gerade die steile, neue Tribüne ein leichtes Gefälle in diese Richtung.

Wendelin Brühwiler, 1982, Historiker, arbeitet an der Universität Zürich.

Der Gmoandli und sein Verdienst

Im Rheintal endete gerade ein Frühling der Zahlen. Zahlen, die offenbar die Welt bedeuten.

Roland Wälter, der immer kurzgeärmelte und immer gutgelaunte Präsident der Gemeinde Diepoldsau, sagte am 3. April vor 164 Stimmberechtigten: «Meine Bezüge setzten sich im vergangenen Jahr aus 190'000 Franken Grundgehalt plus 1000 bis 1500 Franken Spesen pro Monat zusammen.» Und weil er gerade dabei war, listete er auch noch den Lohn seines Schulratspräsidenten auf: 88'750 Franken für ein 50-Prozent-Pensum – exklusive Spesen (10'800 Franken), exklusive Gemeinderatshonorar (18'000 Franken).

Der Hinterforster Schulratspräsident Albert Koller klärte seine Bürger darüber auf, dass er zuletzt 11'500 Franken bezogen habe für ein Pensum von 15 Prozent. Und in Altstätten wussten sie zu dem Zeitpunkt bereits, dass ihr Stadtpräsident 177'000 Franken Grundgehalt und 12'000 Franken Vertrauensspesen erhält.

Es war der Frühling der Abrechnungen. Was dazu führte, dass sie am Stammtisch im Sternen redeten wie Diplom-Buchhalter mit einem MBA in Human Resources. Die Frage, die sich alle stellten: Verdient unser Gmoandli, wie Gemeindepräsidenten im Rheintal gerne genannt werden, was er verdient?

Ausgelöst hatten die Diskussion und den Frühling der Zahlen vier St.Margrether SVPlar, die 2013 die Offenlegung des Schulpräsidenten-Lohns gefordert hatte, nachdem Amtsinhaber Roger Trösch sein Pensum sukzessive von 20 auf 50 Prozent erhöht hatte. (Wir wissen deshalb seit Ende März dieses Jahres, auf Geheiss des Verwaltungsgerichts: Er bezieht 83'430 Franken.)

Transparenz war das Wort der Stunde. Es ist eines jener Wörter, die in erster Linie gut und klar klingen – vor allem aber einig im Unklaren lassen.

Wenn Löhne und Spesenlisten plötzlich transparent sein müssen, werden Verhandlungen darüber dann künftig öffentlich geführt? Und: Ist der Lohn künftig bereits ein Argument im Wahlkampf? («Ich trete an mit 120'000 Franken Lohn!» – «Ich mache es für 10'000 Franken weniger!») Ich glaube, wenn Bezüge öffentlich sind, oder eben: transparent, ist das vor allem ein Zugeständnis an Leute, die davon ausgehen, der Lohn ihres Gmoandlis oder ihres Schulratspräsidenten sei irgendwie objektivierbar.

Im Rheintal hofft man auf einen schönen Sommer. Er soll den durchgezogenen Frühling ablösen.

Samuel Tanner, 1991, ist Inlandreporter bei der «Basler Zeitung». Er ist im Rheintal aufgewachsen und wohnt in Zürich-Oerlikon.

Schaffhausen Jazz ist nicht tot

Das Einzige, was ich früher mit Jazz am Hut hatte, war ein Album mit dem Titel Jazz ist anders (Auf dem Album gab's gar keinen Jazz) und das Anschmachten von Jamie Cullum. Später entdeckte ich das JazzArt-Café, weil mich dessen hässlicher Schriftzug so nervte. Das wurde mir egal, als ich mich in die Lokalität reingesetzt hatte: Oh, Schaffhausen verfügt ja doch über ein nettes Café, das nicht vollgestopft ist, als führe ich im Zug von Bern nach Zürich. Im JazzArt Café gab's auch Musik, in deren Genuss ich kam. Vergangenheitsform, weil die Lokalität auf dem Herrenacker Konkurs gegangen ist. Das ist ein Jahr her und ich bin noch immer betrübt. Vielleicht geht's anderen mit dem Nudel26 und der Sommerlust so. (Oder dem Esel, aber um dem hinterherzutruauern, bin ich ein Vierteljahrhundert zu jung. Ich bin mir trotzdem ziemlich sicher, dass da nie Jazz gespielt wurde.)

Ein Format aber gibt es, das in der Munotstadt den Jazz pflegt. Seine 26. Ausführung dieses Jahr feierte das Jazzfestival mit einem Programm, über das sich zu berichten lohnt.

Es ist Donnerstagabend, und den Gästen in der Kammgarn werden Ohrstöpsel aufgedrängt. Die meisten lehnen ab; warum Earplugs an einem Jazzkonzert? Dann kommen Steamboat Switzerland auf die Bühne, nette ältere Herren... und lärmern so brachial los, dass das Publikum hastig zu den Ohrstöpseln greift. Die Metalheads in den Reihen grinsen selig.

Samstagnachmittag: Im Hotels Rüden wird diskutiert, ob Jazz-Magazine auf dem WC gelesen werden. Wie Jazz 18-Jährige ansprechen kann, und ob es schlimm ist, wenn nur Freunde das eigene Konzert besuchen (ist es nicht). Während auf dem Podium dafür plädiert wird, dass Print-Jazzjournalismus edler ist, als auf kleine Bildschirme zu starren, starren die Gäste teils auf kleine Bildschirme.

Am Samstagabend steht im Haberhaus ein Trio auf der Bühne, dessen Mitglieder ein Jahr jünger sind als das Festival und diesem ehrfürchtig für die Auftrittsmöglichkeit danken. Beim Spielen sieht man den Bassisten und den Schlagzeuger vom Joscha Schraff Trio lächeln, sie tanzen fast mit ihren Instrumenten und Sänger Joscha lässt seine Finger das Piano verzaubern.

Es ist offiziell Sonntag und das obere, sonst emsig mit Bar betriebene Erdgeschoss des Taptabs ist eine Lounge. An den Wänden faszinieren schwarzweisse Illustrationen, die für das Wochenende entworfen wurden. Auf der Tanzfläche bewegt man sich zu Electro-Swing und echtem Swing, der Eintritt ist frei und die Atmosphäre gleichermassen. In der nahen Kammgarn stossen Musiker und Anhang an, während die Instrumente längst weggeräumt sind.

Lärm? Diskussionen? Electro-Swing? Jazz ist anders. Aber fürs Schaffhauser Festival ist Jazz eben auch das: Junges und Ungewöhnliches und Ungestümes und Lautes. Auch Altes und Gewohntes und Liebes und Leises. Diese Vielfalt ist wunderbar. Nicht zuletzt für diejenigen, die sonst höchstens Jamie Cullum anschmachten.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt für die «Schaffhauser Nachrichten» und für das Winterthurer Kulturmagazin «Coucou».

Toggenburg «Pass nur auf», sagten meine Freunde

Seit vergangenem Februar lebe ich in Lichtensteig im Haus meiner Vorfahren; ein schwerer und zugleich einfacher Schritt nach fast 38 Jahren im Thurgau.

Lichtensteig ist ein kleines, geschichtsträchtiges Städtchen. Es hat Metzgereien, ein Möbelgeschäft, Boutiquen, den einzigen Tabakladen im Toggenburg, Coiffeurgeschäfte, eine freundliche Stadtverwaltung, Museen und – ein Schwimmbad. Alles ist zu Fuss erreichbar. Es ist für mich und meinen Freund fast mehr ein Dorf, denn eine Stadt.

Meine Thurgauer Freunde haben mich anfangs Jahr vorgewarnt. «Pass nur auf», sagten sie, «die Toggenburger sind stur und verschlossen.»

Seltsamerweise habe ich noch keinen einzigen Toggenburger und auch noch keine Toggenburgerin getroffen, die verschlossen gewesen wären. Da sind beispielsweise die «Wilden Weiber Lichtensteig», deren Vereinsmitglieder mich gefragt haben, ob ich bei ihnen mitmachen will. So etwas ist mir im Thurgau nie passiert. Das höchste der Gefühle dort war das obligatorische Aufgebot der Dorffirewehr. In Lichtensteig komme ich mir deshalb vor, als würde ich tatsächlich schon drei Generationen lang hier leben. Ich fühle mich daheim und freue mich auf die Mitarbeit im Verein.

Dann ist mir im Toggenburg noch was anderes aufgefallen: Es gibt keine Rübenraktoren. Es gibt hier irgendwie überhaupt keine Traktoren, die länger als zwei Minuten vor einem herfahren. Alle biegen sie bei Lütisburg ab oder aber fahren zur Seite und winken einen freundlich vorbei. Das erste Mal war ich überrumpelt. So etwas kennt man als langjährige Thurtal-Rübenfahrzeug-Geschädigte nicht. Da fährt frau locker 20 Minuten hinter einem lottrigen Traktor mit zwei Anhängern her. Überholen is' nämlich nicht zwischen Bonau, Bürglen oder Sulgen, besonders nicht morgens und vor allem nicht unter der Woche.

Vielleicht liegt dieser spürbare Respekt der motorisierten Toggenburger Landwirte vor anderen Autofahrern an der über Generationen gepflegten Tourismuskompetenz. Fremde Autolenker sind hier offenbar nicht per se störend. Man ist bemüht, im engen Tal miteinander auszukommen. Wer weiss schon, ob der Tsürcher oder Thurgauer Autofahrer im Rückspiegel ja vielleicht seine Zweitwohnung irgendwo hier oben bei Wildhaus stehen hat.

Zora Debrunner, 1977, ist Sozialarbeiterin, Bloggerin («Demenz für Anfänger») und Vorstandsmitglied des Vereins Saiten. Sie schreibt von dieser Ausgabe an die Kolumne aus dem Toggenburg. Herzlich willkommen!

Appenzell Innerrhoden Direkte Demokratie ertragen

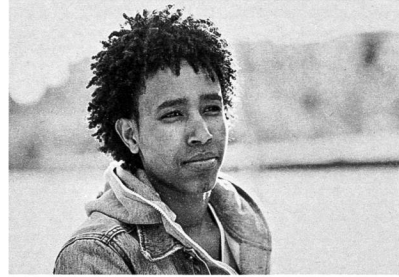
Um halb acht aufstehen, duschen, etwas zum Anziehen raus-suchen. Dann ab auf den Platz, drei Stunden zu früh, Seile werden gespannt, die schmale Holzbühne steht, die Anderen sind in der Kirche. Den Gemeindepräsidenten aus Leysin und dessen Anhang begrüßen, mit dem Cousin in holprigem Französisch über la démocratie directe und le sabre sprechen, leicht erhabene Stimmung, Vorfreude. Nach der kleinen Dankesrede ab zu Petra, es gibt Siedwürste und Kartoffelsalat, Weiss- und Rotwein, es wird geschränkelt und gespränkelt, gemütlich. Dann rein in den Ring, drei Finger in die Luft und Hand aufs Herz, nie, nie, nie würde man einen Eid brechen, Ergriffenheit.

Und es geht los, die ersten paar Themen, durchgewunken, steht da drüben nicht Hans und das ist also seine Frau, nein, den kenne ich nicht, in die Primarschule bist du mit dem gegangen, soso. Dann dieses Thema, man hat dazu ein, zwei Einsendungen im «Volksfreund» gelesen, den Kopf geschüttelt, «also echt» gesagt und Wüsteres dabei gedacht. Die ersten Reden dazu, dieses Engagement für Politik, eigentlich schön. Aber was sagt der da, was für ein Demokratieverständnis hat der denn, hat der das Gefühl, wir seien alle zu blöd, um selber zu denken! Und jetzt nickt der daneben noch bestätigend, will beinahe applaudieren, gehts noch! Dann Gemurmel, vereinzelt «Momoll» im Raunen, ist man denn von autoritätsgläubigen, ja-sagenden Schwarzweiss-Weltlern umgeben? Ruhig bleiben, nicht reden, nicht rumhüpfen, niemanden böse angucken, die Hand dann heben, wenn das eidgestärkte Herz und der Verstand es für richtig halten.

Dann ist es fertig, endlich, hübsch Grüezi sagen, man kennt sich, man kennt irgendwie alle, jetzt ja nicht über die Abstimmungen reden, ein Glas Weisswein bestellen, das Wetter, ja da hatten wir Glück heute, nicht zu heiss und dazu das kühle Lüftchen, wir standen im Schatten der Linde, die Sicht war gut, wo warst du? Am Abend, die Sonne geht unter, das x-te Glas Weisswein im fast schmerzhaft postkartenschönen Appenzell in der Hand, das Herz voll Zuneigung für all die Appenzellerinnen und Appenzeller rundherum, fällt die Entscheidung, das Yoga-Wochenende Anfang Juni doch zu buchen. Vielleicht können altindische Techniken die Gelassenheit lehren, direkte Demokratie besser zu ertragen. Der Import würde der Mühe wert sein. Denn das Gelernte kann am 14. Juni dann gleich auch auf der nationalen Ebene angewendet werden.

Melina Cajochen, 1982, arbeitet im
Bücherladen Appenzell.

Stimmrecht Hey, you do business?



Es gibt Leute, die fragen mich mitten am Bahnhof nach Drogen. Andere haben solche Angst vor mir, dass sie Umwege nehmen.

Wir jugendlichen Afrikaner werden meistens als Dealer, Kriminelle oder sonst gefährliche Leute wahrgenommen. Obwohl das statistisch gesehen selten der Fall ist. Man hat auch immer das Gefühl, dass die meisten von uns kein Deutsch können. Aus diesem Grund werden wir auch meistens mit Englisch oder «Idioten-Deutsch» angesprochen. Aber die meisten wollen sowieso nicht mit uns reden. Hier zwei Beispiele:

Ich war am Bahnhof in St.Gallen und wartete gerade auf meine Kollegen. Ein Mann kam auf mich zu und sagte: «Hey, you do business?» Er hatte eine 50er-Note in der Hand. «Wieso?», fragte ich. «Weil ich Schwarz bin?» Er lächelte mich an und sagte: «Nein, aber solche wie du haben doch immer was.» Dann war er weg.

Als ich an einem Samstag ungefähr um 3 Uhr morgens vom Bahnhof in Rheineck nach Hause gehen musste, war vor mir eine junge Frau. Sie war ungefähr 30 und lief in die gleiche Richtung wie ich. Irgendwann bemerkte ich, dass sie ständig nach hinten schaute, als wollte sie sehen, ob sie genug Abstand zu mir hat. Mir wurde klar, dass sie Angst hatte. Wir gingen eine Weile weiter, dann blieb sie stehen und kehrte plötzlich um. Sie machte einen kleinen Umweg und wartete, bis ich sie überholte und weit genug von ihr weg war.

Zwei Monate später geschah wieder fast dasselbe, als ich mit meinem Bruder auf dem Weg nach Hause war. Dieses Mal war es eine jüngere Frau, aber es ist die gleiche Geschichte. Und das Härteste ist, dass es an diesem Abend gerade erst 19 Uhr war. Doch scheinbar hatte auch diese Frau Angst vor uns. Sie blickte immer wieder umher und nahm den gleichen Umweg wie die andere. Wovor wollte sie weglaufen? Wieder gingen wir die gleiche Richtung. Als ich sah, wohin ihr Weg führte, wurde mir klar, dass sie die Freundin einer Bekannten von mir war. Zur Sicherheit habe ich später ihren Freund gefragt, ob sie wirklich Angst vor uns hatte. Er sagte ja.

Ich verstehe das nicht. Und ich bin nicht der einzige Schwarze, dem so etwas passiert. Nicht ein- oder zweimal, sondern ziemlich oft.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist mit 15 aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rheineck und macht eine Ausbildung zum Textiltechnologien.